Herrn Prof Heyne
mit besten Grüssen
Achilles Burckhardt

Wilhelm Vischer.

Separat-Abdruck

aus dem

Siebenten Jahresheft des Vereins Schweizerischer Gymnasiallehrer.

AARAU,

Druck und Verlag von H. R. Sauerländer.

1876.

Wilhelm Vischer.

Wilhelm Vischer wurde den 30. Mai 1808 in Basel geboren. Nur die frühesten Jahre seiner Jugend brachte er im elterlichen Hause zu, schon in seinem achten Jahre wurde er von seinem Vater, der ihm eine tüchtige wissenschaftliche sowohl als sittliche Bildung wollte angedeihen lassen, der damals in hoher Blüthe stehenden Erziehungsanstalt Fellenbergs in Hofwyl übergeben. Dieser wußte seinen Zöglingen eine wirkliche allgemeine Bildung zu geben; dabei legte er besonders großes Gewicht auf das Studium der klassischen Sprachen und der Geschichte. In den fremden Sprachen wurde der Anfang mit dem Griechischen gemacht, die Odyssee war das erste Buch, das den Schülern in die Hand gegeben wurde. In der Zeit — es waren etwa drei Jahre — wo das Griechische die Sprache war, die hauptsächlich gelehrt und gelernt ward, wurden auch in der Geschichte, der Lectüre im Sprachunterricht entsprechend, die Hellenen behandelt. Herodots Methode der Darstellung schlug Fellenberg in feiner Erkenntniß dessen, was die Jugend bedarf, seinen Lehrern als die empfehlenswertheste vor. Auf einer folgenden Stufe lag dann das Hauptgewicht in der Erlernung des Lateinischen, dem die Behandlung der römischen Geschichte zur Seite ging. Auf der höchsten Stufe traten — zumal bei denen, die weniger Lust und Fähigkeit dazu zeigten — die klassischen Sprachen gegen die modernen mehr zurück, in der Geschichte wurde das Mittelalter und die Neuzeit bis auf die jüngsten Ereignisse betrieben. Die gymnastischen Uebungen traten in Hofwyl in einer systematischen Weise früher als irgend wo auf, sie hatten den ausgesprochenen Zweck, die Muskelkraft aller Körpertheile nach und nach zu entwickeln, die Gesundheit zu erhalten, die Gewandtheit zu fördern und jedem ein Bewußtsein seiner physischen Kraft zu geben für die Unfälle, die ihn im Leben bedrohen. Der neunjährige Aufenthalt in Hofwyl war daher für Vischers körperliche wie für seine geistige Entwicklung von großer Wichtigkeit; ihm verdankte er zu nicht geringem Theile die Freude an allen körperlichen Uebungen, die strenge Zucht, in der er seinen Leib und dessen Bedürfnisse allzeit zu halten verstand, sowie die Festigkeit und Selbständigkeit seines Charakters. Kein Wunder also, daß er sich in späterer Zeit jeweilen gerne an die Tage von Hofwyl erinnerte! Im Jahre 1825 verließ Vischer den Ort, dem er seine Erziehung verdankte, und widmete sich auf der Universität zu Basel dem Studium des klassischen Alterthums; nach einem in Genf verbrachten Winter suchte er seine weitere Aúsbildung an den Universitäten Bonn, Jena —

30185

B
U823

hier promovierte er 1831 — und Berlin. Es ist leicht erklärlich, daß unter Lehrern wie Welcker, Göttling, Böckh und Niebuhr sein Eifer zumeist historischen, antiquarischen und epigraphischen Studien zugewendet wurde, während die Conjecturalkritik seiner Neigung — auch wohl seiner Begabung weniger entsprach. Als er nach Basel zurückgekehrt war, fand er sehr bald Gelegenheit, als Lehrer der griechischen Sprache an den obern Klassen des Pädagogiums (seit 1832) seine Kenntnisse in einen weitern Kreis von Schülern zu tragen. Volle 29 Jahre wirkte er an dieser Anstalt; schon frühe aber wandte er die von der Schule ihm übrig gelassene Zeit und Kraft der Universität zu. Im Winter 1832/33 erklärte er zum ersten Mal den gefesselten Prometheus des Aeschylos; er hat dieses sein erstes Colleg je und je wieder gelesen, mit vieler Sorgfalt die reiche Literatur und die mannigfaltigen Meinungen über dieses räthselhafte Erzeugniß des griechischen Dichters wieder und wieder geprüft, und noch im Jahre 1859 schrieb er als Begrüßung Welcker's bei dessen fünfzigjährigem akademischen Amtsjubiläum einen Beitrag zur Entwickelung der schwierigen sich an das Stück knüpfenden dramaturgischen Frage. In der folgenden Zeit, zumal seit er 1835 außerordentlicher und 1836 ordentlicher Professor der griechischen Sprache und Literatur geworden war, erweiterte er von Jahr zu Jahr das Gebiet seiner Vorlesungen, bis sie sich über die meisten bedeutenden Schriftsteller der Blüthezeit der griechischen Literatur ausdehnten; Pindar sowie die Fragmente der übrigen Lyriker, die Elegiker, die großen Tragiker, Euripides und sein geistreicher Gegner Aristophanes, Thukydides und die Redner, Platon und Aristoteles behandelte er in exegetischen Collegien; sodann fand die Geschichte der Philosophie und der Literatur eine Darstellung, die auf ausgedehnter Belesenheit in den Quellen beruhte; endlich führte er seine Zuhörer ein in das Studium der griechischen Geschichte und der griechischen Alterthümer und Inschriften. Daneben leitete er die Uebungen im philologischen Seminar; Pünktlichkeit, durch die er sich selbst so sehr auszeichnete, verlangte er auch von seinen Schülern. Genaue auf der Grammatik ruhende Worterklärung und auf dieser fußend eine eingehende Sacherklärung waren die Forderungen, die er stellte. Mit einer ungenauen Uebersetzung oder gar mit nicht nachgeschlagenen Citaten kam man schlecht an, über keine Schwierigkeit durfte man hinweghüpfen. Sein Tadel pflegte zu wirken; so als er einst bemerkte, daß nur der vorbereitet war, welcher zu interpretieren hatte; wir hüteten uns wohl, wieder in solche Verlegenheit versetzt zu werden. Noch erinnere ich mich deutlich — ich war noch ein Neuling und hatte zum ersten Mal die Erklärung übernommen, es handelte sich um eine Thukydidesstelle — da hatte ich aus den Erklärern eine Ansicht angeführt und dazu noch — fast zum Ueberfluß, wie ich meinte — Schömanns Alterthümer und Curtius Geschichte nachgeschlagen. «Was», sagte er, «Sie haben nicht nachgesucht, was Böckh darüber giebt? Wissen sie nicht, daß man sich in solchen Fällen zuerst bei ihm Rath holt?» Seither steht die Staatshaushaltung auf meinem Bücherschaft. Gern unterstützte er die Studierenden mit Rath und That, er erwartete, daß sie sich über dieses und jenes an ihn wandten, er konnte sich beklagen, wenn es nicht geschah. Auch über die Studienzeit hinaus erstreckte sich das

Interesse für seine Schüler. Gerne las er an einem Abend in seinem Hause mit denen, die einst seine akademischen Zuhörer gewesen waren, einen griechischen Dichter. Mit gleichstrebenden Freunden und Collegen zunächst im Vaterlande pflegte er eine genaue Verbindung, er suchte mitzuhelfen bei der Unterstützung der wissenschaftlichen Bestrebungen in der Schweiz, die Vereinigung derselben im neuen schweizerischen Museum war ihm gewisser Maßen eine Ehrensache. Und so war er auch eines der eifrigsten Mitglieder des Vereins schweizerischer Gymnasiallehrer, öfter hielt er an dessen Versammlungen Vorträge, so noch 1871 über die beiden Köpfe des Basler Museums, oder er machte Mittheilungen über antiquarische Gegenstände, die er aus seiner eigenen Sammlung vorwies, wie über die Schleuderbleie und über die Täfelchen und die Stimmsteine der athenischen Richter, oder er berichtete von seinen Reisen, von Ausgrabungen in Athen, denen er selbst beigewohnt hatte. Auch mit den Alterthumsforschern des Auslandes hatte er nahe Verbindungen, er besuchte die Versammlungen der deutschen Philologen, und auch da zeigte er sich thätig durch Vorträge und in den Verhandlungen. Sein Haus war das Ziel vieler auswärtiger Gelehrter, und wer mit einer Empfehlung von ihm bei einem seiner Freunde anklopfte, wurde freundlich empfangen. Zweimal wurde es ihm zu Theil, Italien und Griechenland zu durchwandern; die Anschauungen, die er auf diesen Reisen gewonnen, wollte er nicht für sich behalten, es drängte ihn, dieselben in öffentlichen Vorträgen mitzutheilen Ueberhaupt lag es ihm am Herzen, auch durch seine Wissenschaft, wo es möglich war, für Viele zu wirken; die antiquarische Sammlung des Basler Museums, die so manches werthvolle, wenn auch hie und da unscheinbare, enthält, ist sein Werk; er ist der Stifter der antiquarischen Gesellschaft, die sich als Aufgabe stellte, die Alterthümer, antike sowohl als mittelalterliche, der Umgegend von Basel zu sammeln und zu beschreiben, und die später auch anderwärtige archäologische Dinge in ihren Sitzungen besprach. Ueber dreißig Jahre leitete er die Versammlungen derselben, sehr oft hielt er selbst Vorträge, und nicht müde wurde er, auch andere zu Mittheilungen zu ermuntern. An Winkelmanns Geburtstag pflegte sich dann ein größeres Publikum zu vereinigen und da war es meist wiederum Vischer, der bei dieser Gelegenheit den Vortrag hielt. Die Sammlung fand durch ihn auch sonst die ausgedehnteste Unterstützung und Bereicherung; überdieß wirkte er als Mitglied und als Vorsteher verschiedener freiwilliger Vereine und Gesellschaften, welche die Förderung von Kunst und Wissenschaft oder von gemeinnützigen Zwecken überhaupt verfolgten. Den Eifer für das Turnen, dessen hohe Wichtigkeit er wohl begriff, hatte er von Hofwyl mitgebracht, er strengte sich an, dasselbe auch in Basel einzubürgern und blieb der Turnsache immerfort zugethan; er turnte selbst mit, besuchte die eidgenössischen Feste und nahm an denselben auch als Kampfrichter seinen lebhaften Antheil.

Das Wohl seiner Vaterstadt lag ihm fortwährend am Herzen; seit 1834 war er durch die Wahl seiner Mitbürger Mitglied des großen Rathes; die politischen Verhältnisse Basels und der Schweiz beschäftigten ihn fortwährend aufs Lebhafteste, er nahm eine scharf ausgesprochene Stellung zu denselben ein, nachdem er sich ganz selbständig und unbekümmert um Andere sein Urtheil gebildet

hatte. Als sich im Jahre 1846/47 Basel eine neue Verfassung gab, setzte er, als Mitglied des Verfassungsrathes, seine volle Energie ein, eine Entwicklung aufzuhalten, von der er Unheil für die Stadt voraussah. Fast dreißig Jahre lang wirkte er in seinem Amte als Lehrer der Schule und der Universität mit der größten Gewissenhaftigkeit und mit Einsatz aller seiner Kräfte; da trat er im Jahre 1861 vom Pädagogium zurück, auch an der Universität gestaltete er seine Stellung etwas freier, um sich ungestört seinen Studien hingeben zu können. Allein es dauerte nicht lange, so traten ganz andere Arbeiten an ihn heran; nachdem er erst in die Universitätscuratel und in das Erziehungscollegium war berufen worden, wurde er im Frühling 1868 zum Mitglied des kleinen Rathes ernannt und mit dem Präsidium jener Behörden betraut. Er entsprach dem an ihn ergangenen Rufe mit dem vollen Bewußtsein, daß es jetzt gelte, lange gehegten Wünschen und Hoffnungen zu entsagen, daß er sich aber der seinen Fähigkeiten und seinen Erfahrungen durchaus entsprechenden Aufgabe nicht entziehen dürfe, und mit der ihm eigenen Energie und Gewissenhaftigkeit war er nun bemüht, ihr in allen Theilen nachzukommen. Er arbeitete sich rasch in seine neue Stellung hinein; die Schulen, die untern sowohl als die höhern, waren fortan der Gegenstand seiner ersten Sorge. Von allen Seiten zog er über die Schulverhältnisse genaue Erkundigungen ein, in der Schulgesetzgebung traten wesentliche Verbesserungen ein, das neue Besoldungsgesetz ist zum großen Theil sein Werk, schöne Neubauten von Schulhäusern wurden wenigstens begonnen. Die Universität erfreute sich im höchsten Grade seiner väterlichen Fürsorge, eine Anzahl der erfreulichsten Berufungen sind sein Werk. Aber nur drei Jahre war es ihm verliehen, in dieser Weise der Vaterstadt ungeschwächt zu dienen. Er hatte sich bisher einer vortrefflichen Gesundheit erfreut; da kamen im Jahr 1871 die ersten Anfälle einer verwickelten und schmerzhaften Krankheit über ihn; die größte Sorgfalt der Aerzte und alle Kuren wollten nicht helfen; das Uebel verschlimmerte sich mehr und mehr und nöthigte ihn, nachdem er längere Zeit versucht hatte, seinen Amtspflichten trotz den größten Schmerzen zu genügen, aus dem ihm theuren Wirkungskreise zu scheiden und seine Stelle niederzulegen. Bald darauf gestaltete sich die Krankheit der Art, daß jede Hoffnung auf eine Besserung mußte aufgegeben werden. Nachdem er noch in den letzten Tagen die qualvollsten Leiden hatte ausstehen müssen, starb er sanft am 5. Juli 1874.

Während seines ganzen Lebens hatte er die größte Gewissenhaftigkeit bewiesen. Er war strenge zuerst gegen sich selbst, und so durfte er auch an andre strenge Anforderungen stellen. Das, was er als seine Pflicht erkannt hatte, führte er aus, ohne sich um den Beifall oder das Mißfallen der Menge zu kümmern, er führte es aus mit der ganzen Energie seiner Persönlichkeit; dazu war ihm die Kraft zu angestrengter Arbeit verliehen; von früh bis spät war er thätig selbst noch während seines Leidens, sobald ihn dasselbe nicht geradezu an's Krankenlager fesselte. Wissenschaftliche Arbeit war ihm Lebensbedürfniß; seine Thätigkeit galt aber zu einem großen Theil seiner Vaterstadt; wenn sie ihn rief, so hatte er die Selbstüberwindung, seinen liebsten Gedanken die Erfüllung zu versagen. Bei dieser reichen Wirksamkeit blieb er doch von der Unvollkommen-

heit alles menschlichen Thuns durchdrungen; er war weit entfernt, der Wissenschaft, bei all der Hingebung, mit der er sich ihr gewidmet hatte, die Fähigkeit zuzutrauen, bis an die Schranken aller Erkenntniß vorzudringen; sondern er war sich bewußt und hat dieses Bewußtsein auch offen ausgesprochen, daß es ein Gebiet gebe, in welches sie nicht hineinreiche.

Die Züge, welche uns an Vischer in der Betrachtung seines Lebens entgegengetreten sind, werden wir wiederfinden, wenn wir sein Wirken in der Wissenschaft näher in's Auge fassen.

Vischer hat seine Dissertation nicht veröffentlicht; die erste Arbeit, welche er im Druck erscheinen ließ, ist die Untersuchung über die oligarchische Partei und die Hetärien in Athen vom Jahr 1836. Der Aufsatz steht in einem Schulprogramm; er ist aber für den Verfasser ein Programm noch in einem andern Sinne; es finden sich darin schon die Punkte hervorgehoben, an welche sich eine Anzahl der weitern Untersuchungen Vischer's angeknüpft haben. Es lag in seiner Art, sich nicht von Anfang an in alle möglichen Gebiete der Alterthumswissenschaft einzulassen und bald hier, bald dort eine Einzelheit herauszugreifen und sich darüber zu verbreiten. Er hat es verstanden, von vorne herein ein abgegrenztes Feld zur Bebauung zu wählen; das bearbeitete er auch unverdrossen und ohne zu ermatten. Wenn wir das Verzeichniß seiner Schriften durchgehen, so wird es uns klar, daß ihn die Betrachtung der griechischen Geschichte und die geschichtliche Kritik während seiner ganzen langen Thätigkeit am meisten angezogen hat; und hier war es wiederum Athen, diese *Ἑλλὰς τῆς Ἑλλάδος*, dessen reiches politisches Leben er wieder und wieder der Prüfung unterwarf. Die Früchte dieser eifrigen Studien sind eine Reihe von Abhandlungen; die Resultate dieser einzelnen Forschungen, die unter sich zum Theil recht enge zusammen hangen, in ein größeres Werk zu verarbeiten, ist ihm nicht gelungen, obwohl der Gedanke daran ihn gewiß beschäftigte; seine ausgebreitete Thätigkeit ließ ihm eben nicht die Muße zu schriftstellerischem Wirken. Als er sich vom Pädagogium zurückgezogen hatte, mochte er wohl hoffen, seinem Wunsche genügen zu können; aber die Leitung des baslerischen Erziehungswesens, die ihm damals übertragen wurde, vereitelte seine Hoffnung; er fügte sich der höhern Pflicht; als er von seiner Stelle zurücktrat, war, wie wir gesehen haben, seine Kraft ganz gebrochen und der Tod pochte bei ihm an. So sind denn seine wissenschaftlichen Arbeiten meist kleine, äußerlich wenigstens nicht zusammenhangende Aufsätze von kleinerm und größerm Umfang geblieben. Sie haben aber alle ihren Werth, sie sind ächte Forschungen, welche das Gebiet des Wissens wirklich erweiterten. Vischer gehörte nicht zu denen, welche mit dem von andern gesammelten Material spielen, welche die Bausteine, die längst beigebracht sind, nur noch einmal durch einander werfen; seine Schriften sind immer Fortschritte des Erkennens, sie sind allgemein anerkannt als eine Stufe am großen Bau, auf der sich unbedenklich weiterbauen läßt und auf der auch er und andere weitergebaut haben. Oft hat er auch das, was er sich zur Darstellung gewählt, vollständig erledigt, indem er aus dem historischen Material entwickelte, was sich daraus entwickeln ließ. Und das geschah öfter, als man bei einem

flüchtigen Blick auf die neueste Literatur glauben möchte! Er blieb eben jeweilen in der Untersuchung bei dem, was die Quellen boten, und leitete daraus ab, was eine gesunde Kritik, eine allseitige Betrachtung und eine sichere Combination daraus zu gestalten vermochten. Wo ein festes Resultat nicht zu gewinnen war, stellte er das Wahrscheinliche in's Licht, in Vermuthungen hielt er Maß; widerlich aber war es ihm, wenn die Phantasie die nüchterne Forschung verdrängte, wenn aus Stellen, die einfach und klar da lagen, Dinge gefolgert wurden, an die der Schreiber wohl zuletzt würde gedacht haben, und so in dieselben die vorgefaßten Ansichten moderner Theoretiker hinein interpretiert wurden.

Diese gesunde Weise der historischen Forschung zeigt sich gleich in der ersten Abhandlung Vischer's; und noch etwas andres tritt in der ganzen Anlage derselben hervor, was ihr mit mancher der spätern Arbeiten gemeinsam ist. Die Geschichte eines Volkes, zumal eines solchen, das von äußern Einwirkungen im Ganzen so wenig gestört wie das griechische sich entwickelt hat, läßt sich wohl mit einer gewachsenen Pflanze, mit einem Baume vergleichen. Bei der Betrachtung des so organisch gewordenen können wir verschiedene Wege einschlagen, entweder wir suchen das Werden und Wachsen des Ganzen von seinen frühesten Anfängen an zu verfolgen; wir erhalten die allgemeine Geschichte des Volkes in chronologischer Folge der einzelnen Entwicklungsthatsachen; oder aber wir beschränken uns freiwillig auf einen Theil des Ganzen in der Hoffnung und mit der Absicht, aus der genauern Prüfung des Theiles einen um so tiefern und klarern Einblick in's Ganze zu erhalten. Und dabei ziehen wir entweder Querschnitte, wir betrachten das Ganze in allen seinen wesentlichen Einzelheiten an einem bestimmten Punkte seiner Entwicklung, oder aber wir ziehen es vor, Längenschnitte zu machen, um die einzelnen Fasern, aus denen das Ganze besteht, von der Wurzel an bis in ihre Spitze zu verfolgen; wir betrachten also die Geschichte eines Staates entweder nur in einer einzelnen Periode, in einem einzelnen besonders wichtigen und lehrreichen Zeitpunkt, oder aber wir verfolgen die Spuren der einzelnen Institute des Staates von Anfang an durch alle Perioden hindurch. Den letztern Weg hat Vischer mehrmals mit Erfolg eingeschlagen. Die Entwicklung der Gedanken in seinen Schriften ist eine streng logische, es finden sich keine Sprünge, die Hauptsätze, die aufgestellt werden, treten als solche hervor; was als Ausführung beigegeben ist, überwuchert nicht das, was bewiesen werden soll.

In der schon genannten Schrift nun geht Vischer von dem aristotelischen Satze aus, daß der einzelne Mensch nur durch den Staat und in dem Staate seine Existenz haben könne; nach diesem Satze muß der Einzelwille in der Gesammtheit aufgehen; Sparta ist dafür das klassische Beispiel. Früh trat aber bei dem hellenischen Volke und bald ungewöhnlich stark das Bestreben des Individuums hervor, sich Geltung und Ansehen zu verschaffen. Das Prinzip bleibt: der Einzelne hat nur im Staate seine Existenz; aber nun will der Einzelne seinen Willen im Staate zur Ausführung bringen, seinen Willen als den des Staates hinstellen. Seine eigene Macht im Staate wird ihm das Höchste. Das mußte natürlich zu unaufhörlichen Parteikämpfen führen, die Zurückgesetzten wollen sich überall

geltend machen, überall, also auch in den demokratischen Staaten und hier ganz vorzüglich, da die Männer der ehemaligen oligarchischen Geschlechter gegenüber den Emporkömmlingen sich im höchsten Grade zurückgesetzt fühlten. Die Unzufriedenen vereinigen sich zu Genossenschaften, zu Hetärien. In Athen, dessen Verfassung seit Solon eine Richtung nach der Demokratie genommen hatte, waren die Hetärien naturgemäß oligarchisch, und ihr letzter Zweck war, die Demokratie zu stürzen. Nun verfolgt Vischer die Spuren von Hetärien von der Zeit Solons, dessen Verfassung die Parteien nicht zu zügeln vermocht hatte, bis zum Ende des peloponnesischen Krieges. Er weist nach, wie die Oligarchen, seit Isagoras gegen Kleisthenes das Beispiel gegeben hatte, so oft in Verbindung mit Sparta gestanden haben, wie dadurch ein schlimmer Schatten auf ihr Wirken fällt, wie diese Hinneigung auch den edeln Männern der Partei schadet, die wie Kimon und Thukydides des Melesias Sohn, nur dem übermäßigen Ueberhandnehmen des demokratischen Prinzips einen Damm setzen wollten. Es gelingt dem Kimon zwar noch, durch Sparta's Haß unterstützt, den Themistokles zu stürzen; doch gerade seine Vorliebe für Sparta beraubt auch ihn der Vaterstadt; seine Verbannung war das Werk der Hetärie des Perikles und Ephialtes. Kimons Verhalten war ehrenwerth, aber einer Anzahl seiner Parteigenossen muß die Geschichte doch den für Athen furchtbaren Schlag bei Tanagra zuschreiben. Nach seiner Rückkehr war er nicht mehr Parteihaupt, er wollte nur noch Frieden mit Sparta. Sein Nachfolger Thukydides, der alle Aristokraten zu einer Genossenschaft vereinigt, mußte Perikles weichen 444; seitdem war dieser nicht mehr nur Parteihaupt, bis zu Anfang des peloponnesischen Krieges ist seine Stellung unbestritten und findet sich von Hetärien keine Spur. Nach Perikles' Tode aber wirkte dem Kleon sofort die Hetärie des Nikias entgegen, für den Staat noch ungefährlich; daneben aber — und hier beginnt der ganze verderbliche Einfluß der Clubs — machen sich im Geheimen — das gehört hinfort zur Sache — solche geltend, die mit ihrem wahren Namen *συνωμοσίαι ἐπ' ἀρχαῖς καὶ δίκαις* heißen. Die Mitglieder wollen sich zu Aemtern und vor Gericht helfen. Da trat Alkibiades auf; auch er steht an der Spitze einer Hetärie; es fällt aber Vischer nicht ein, dem Charakter und den Thaten dieses Namens Gewalt anzuthun, um ihn in die Kategorie der unzufriedenen Adligen einzureihen; er gesteht ihm seine Ausnahmsstellung vollständig zu. Alkibiades will herrschen und bedient sich dazu der Partei, die er gerade brauchen kann, seine Feinde hat er unter Demokraten und Oligarchen; denn beide hat er in Schatten gestellt; verderblich aber wurden ihm zumeist die Oligarchen im Hermokopidenprozeß. Alkibiades ist verbannt, bei den Feinden der Vaterstadt, er bringt Athen an den Abgrund. Die Zeit des Unglücks fördert die Absichten der oligarchischen Hetärien, die Stimmung gegen die Demokratie verbreitet sich; da ist Alkibiades bereit, sich mit den Oligarchen zu verbinden, Peisandros vereinigt alle oligarchischen Verschwörungen zum Sturz der Demokratie; die Verhandlungen mit Alkibiades scheitern zwar; aber die Demokratie macht der Oligarchie der Vierhundert Platz. Peisandros, Antiphon, Phrynichos sind die Häupter. Alkibiades aber kehrt doch zurück, jetzt aber durch die Stimme der demokratischen Flotte bei Samos. Er zeigt sich gemäßigt,

verhindert den Rachezug nach Athen. Hier aber kommt durch die Ereignisse auf der Flotte die Oligarchie ins Schwanken, sie will sich lieber den Feinden in die Arme werfen, als die Gefahr einer Herstellung der Demokratie über sich ergehen lassen. Allein das mißlingt, es kommt zum Aufstand unter Theramenes, die Gefahr von Sparta geht vorüber, die Vierhundert werden beseitigt; doch folgt noch eine Zeit der Mäßigung, ehe Athen sich wieder mit vollen Segeln der demokratischen Strömung hingiebt. Die Wirksamkeit der oligarchischen Hetärien dauert fort, sie zeigt sich wohl in der Absetzung des Alkibiades nach der Schlappe bei Notion, sie zeigt sich grell in dem verruchten Prozesse gegen die Arginusensieger. Jetzt hatte die Partei es dahin gebracht, daß zwei Feldherren an die Spitze der Flotte gestellt wurden, welche entschlossen waren, dieselbe in die Hand des Feindes zu liefern. Kritias und Theramenes, die Führer der oligarchischen Hetärien, thaten den Rest, um auch in Athen allen Widerstand zu brechen. Die harten Friedensbedingungen waren ihr Werk; Athens Blüthe war vernichtet, sie aber hatten ihren Zweck erreicht, sie waren mit spartanischer Hilfe zu einer Oligarchie gekommen.

Der Schwerpunkt dieser Schrift, die ich in ihren Grundzügen darzulegen versucht habe, liegt der Natur der Sache nach in der Darstellung des politischen Treibens in Athen während des peloponnesischen Krieges; manche andere reihen sich daran, die sich mit der gleichen historischen Periode beschäftigen. Die Hauptquelle für die Geschichte der Hetärien war selbstverständlich Thukydides, daneben tritt zunächst Plutarch und Andokides und für die letzte Zeit Xenophon und Lysias hervor. Vischer zeigt sich schon damals in diesen Kreisen der griechischen Literatur vollkommen einheimisch; am genauesten ist er jedoch ohne Zweifel mit Thukydides vertraut, den er speziell bis in's Einzelne durchforscht hatte, wie drei Aufsätze aus jener Zeit beweisen. Zwei derselben beschäftigen sich mit der äußern Geschichte und zwar mit der ersten Periode des peloponnesischen Krieges, die mit dem Frieden des Nikias ihren Abschluß fand. Da ist es zunächst der vielgeschmähte Perdikkas II. von Makedonien, von dem er ein Bild entwerfen will, der König, welchem Treulosigkeit und Wankelmuth, Beherrschtwerden von momentanen Leidenschaften und Unfähigkeit, einen höhern zusammenhangenden Plan festzuhalten, zum Vorwurf gemacht wird. Gegen diese Anklagen wird nun die Gerechtigkeit des historischen Urtheils angerufen; gegen den Vorwurf der Treulosigkeit nimmt Vischer den König nicht in Schutz, er erinnert nur, was die Andern, was Athen selbst sich in dieser Hinsicht zu Schulden kommen ließ, wie leicht man Verträge schloß und brach, wie kein Friede bis an das beschworene Ende dauerte. Und nun die bedrohte Stellung des Perdikkas, er selbst im eigenen Lande nicht Meister, neben ihm rebellische Unterfürsten, zum Theil seine nächsten Verwandten, an der Küste die wachsende Macht Athens! Im Innern seines Reiches wurde Perdikkas nach und nach Herr; die größte Gefahr für ihn war die Erweiterung der athenischen Bundesgenossenschaft in der makedonisch-thrakischen Uferlandschaft oder, was sie im Grunde in den letzten Jahren geworden war, der attischen Herrschaft. Er konnte also das gute Verhältniß, in dem sein Vater Alexander zu Athen gestanden hatte, nicht fort-

führen, er war um seiner Machtstellung willen darauf angewiesen, der Ausdehnung des mächtigen Seestaates entgegenzutreten. Daher unterstützt er sofort das Hilfegesuch der abgefallenen Potidäaten in Sparta, überredet er die Chalkidier zum Synoikismus nach Olynth. Ihm politische Kurzsichtigkeit vorzuwerfen, da Olynth später seinen Nachfolgern selbst gefährlich wurde, das ist kurzsichtig; denn Perdikkas konnte doch nicht die Thronrevolutionen voraussehen, die zu Anfang des vierten Jahrhunderts über sein Reich kommen sollten. Athen vereinigt sich natürlich sofort mit Perdikkas' Feinden, ein Heer zieht vor Pydna, der König schließt Frieden, aber nur, um ihn sofort wieder zu brechen. Athens Energie lähmt die Thätigkeit der Peloponnesier in den nördlichen Gewässern; Perdikkas sieht sich wieder von Athen und von seinem Nachbar Sitalkes bedroht; abermals verträgt er sich mit Athen. Doch die Interessen des Königs sind die alten geblieben, nur der Zwang der äußern Umstände hat ihn zum Frieden gebracht. Heimlich unterstützt er doch den Spartaner Knemos mit 1000 Mann, auch dem Sitalkes hatte er den Vertrag nicht gehalten, daher fällt dieser in Makedonien ein, Perdikkas zieht sich zurück, er weiß des Odrysen Neffen Seuthes zu gewinnen, Sitalkes zieht heim und fortan herrscht Ruhe zwischen beiden. Der folgenreichste Schlag, der in der ersten Periode des Krieges gegen Athens Macht geführt wurde, die Losreißung der Städte ἐπὶ Θράκης gieng von Perdikkas aus, er forderte die Städte zum Abfall, die Spartaner zur Hilfesendung auf. Freilich zeigten sich bald Differenzen zwischen Brasidas und dem König, die Macht Athens wollten sie beide stürzen, darin waren sie einig; allein Brasidas zeigte doch lange nicht den gewünschten Eifer, Perdikkas gegen seine andern Feinde zu schützen; denn er wollte an Athens Stelle in jenen Gegenden Sparta setzen, und da lag ein gekräftigter makedonischer Staat gar nicht in seinem Vortheil. Nach dem mißlungenen zweiten Versuch gegen Arrhibaios gerathen sie in offene Feindschaft. Der König sah ein, sein Zweck sei jetzt erreicht; mit der Herrschaft Athens an der Küste war es aus, daß Sparta noch mehr erlange, war ihm nicht bequem. Und so wendet er sich wieder den Athenern zu, er leistet ihnen große Dienste, indem er die Thessaler beredet, den peloponnesischen Hilfstruppen den Durchzug zu versperren. Der Tod des Brasidas und Kleon machte den Frieden des Nikias möglich; Perdikkas, welcher den kühnen Spartaner nicht mehr zu fürchten hatte, gab daher das unnatürliche Bündniß mit Athen auf, dessen Ansprüchen zudem der Friede nicht ungünstig lautete, und trat in den Bund, der nach der Schlacht bei Mantinea die Gegner Athens, auch die Chalkidier, vereinigte. Da erklärten ihm die Athener den Krieg und verheerten seine Grenzlandschaften, er rief die Chalkidier zu Hilfe, sie entsprachen nicht. Das mußte ihn wohl nachdenklich machen; so weit war es also gekommen, daß die, an deren Befreiung vom attischen Joche er die größten Verdienste hatte, glaubten, seiner nicht mehr zu bedürfen. Das lag nicht in seiner Rechnung, er wandte sich nochmals den Athenern zu. Im Jahre 413 starb er und hinterließ seine Herrschaft, ohne ein Dorf verloren zu haben, seinem Sohne Archelaos. Gewiß dieser Fürst hat oft seine Verbündeten gewechselt; aber planlos ist deshalb seine Politik nicht; er sah ein, er könne neben Athen und Sparta nur eine

zweite Rolle spielen, sein höchstes Interesse war, daß in seiner Nähe Athens Macht gebrochen und Sparta's Macht nicht begründet werde; darnach richtete er sein ganzes Verhalten ein, indem er mit scharfem Blicke jeweilen das Nützlichste heraus fand, durch das allein er sich ohne Bedenken leiten ließ.

Die zweite Studie zu Thukydides behandelt ungefähr die gleiche Zeit, indem Vischer das Kriegssystem der Athener vom Tode des Perikles bis zur Schlacht bei Delion bespricht. Nachdem Mytilene und Platää gefallen waren, nimmt der Krieg eine größere Ausdehnung an, die Athener treten mehr angreifend auf, sie suchen schon den Peloponnesiern die Kornzufuhr von Sicilien abzuschneiden, und Demosthenes des Alkisthenes Sohn wird nach dem westlichen Griechenland geschickt, um dort den peloponnesischen Einfluß, der auf den korinthischen Städten Anaktorion und Ambrakia beruhte, zu brechen. Der Stützpunkt dieser Unternehmungen war das von Messeniern bewohnte Naupaktos. Demosthenes entwirft nun sofort einen großartigen Plan; «er beabsichtigte nämlich nach Aetoliens Eroberung mit einem aus den tapfern halbbarbarischen Völkerschaften jener Gegend zusammengesetzten Heere durch das Gebiet der ozolischen Lokrer um den Parnaß, den er rechts liegen lassen wollte, nach dem dorischen Kytinion zu ziehen. Von da wollte er in das Land der Phokier hinabsteigen. Diese hoffte er leicht auf die Seite der Athener zu bringen, denen sie immer befreundet gewesen waren. Von Phokis führte der Weg im Kephissosthale ohne Hinderniß nach dem eigentlichen Ziele des beabsichtigten Feldzuges, nach Bœotien, das von dieser Seite immer mit dem meisten Erfolg angegriffen worden ist.» Allein gleich der Anfang der Ausführung, die Eroberung Aetoliens, mißlang der Art, daß Demosthenes nicht wagte, nach Athen zurückzugehen, sondern in Naupaktos blieb; doch bald machte er den Fehler gut, indem er das amphilochische Argos vor den Ambrakioten und dem Spartaner Eurylochos rettete und den Feinden zwei ganz entscheidende Niederlagen beibrachte, die den Athenern das Uebergewicht in jener Gegend verliehen. Jetzt durfte Demosthenes zurückkehren. Er muß großes Zutrauen erworben haben; denn mit der Flotte, die 425 nach dem Westen gesandt wird, fährt auch Demosthenes ab mit der Weisung, obschon er nicht Feldherr war, die Flotte an der peloponnesischen Küste nach Gutfinden zu verwenden. Die Folge war die Befestigung von Pylos. Gewiß hatte er den Plan schon früher gefaßt; die bestrittenen Worte des Thukydides ἐπὶ τοῦτο γὰρ ξυνέπλευσε erklärt Vischer zutreffend: «Ohne Zweifel hat Demosthenes im vorigen Jahre die günstige Oertlichkeit wahrgenommen, oder war von den Messeniern in Naupaktos darauf aufmerksam gemacht worden, die sich nach ihrer Heimath sehnten und von Demosthenes als besonders tauglich zu einem kleinen Krieg gegen Sparta erkannt worden waren.» Demosthenes hatte recht gesehen, an diese Befestigung knüpfen sich die größten Erfolge für Athen, er selbst bewies sich als Held bei der Vertheidigung des Platzes und sein Werk ist die schließliche Eroberung der Insel Sphakteria. Die Athener gingen auf der betretenen Bahn weiter, sie setzten sich in Methone, in Argolis und auf Kythera fest, und wenn der Anschlag auf Megara auch nicht gelang, immerhin brachte Demosthenes den Hafen Nisäa in die Hände der Athener. Und nun nimmt er seinen alten Plan gegen Bœotien

wieder auf, in Verbindung mit den bœotischen Demokraten wird auf einen Tag ein dreifacher Angriff projektirt, Demosthenes soll sich mit Hilfe von Verschworenen der Stadt Siphæ, des Hafens von Thespiæ, bemächtigen, die Demokraten von Orchomenos wollen Chæronea überfallen und ein attisches Heer soll sich im Tempelbezirk des delischen Apollo bei Tanagra festsetzen. Schon hatte Demosthenes auf dem Wege wichtige Erfolge davon getragen und alles schien im besten Gange; da wurde der Plan durch einen Phokier verrathen, Demosthenes mußte vor Siphæ umkehren, der Anschlag auf Chäronea unterblieb; das Schlimmste aber war, daß das unter Hippokrates eingefallene Heer, als es im Begriffe war, nach Attika zurückzugehen, von den Bœotern bei Delion vollständig geschlagen wurde. Es war das seit Jahren das erste große Unglück für Athen; die Vorfälle auf der thrakischen Küste kamen dazu, um die Gemüther den Friedensvorschlägen zu öffnen. Durch diese schöne Ausführung hat Vischer wohl bewiesen, daß die athenische Kriegsführung von Perikles' Tod bis zur Schlacht bei Delion ein bestimmtes System befolgte und daß der Urheber dieses Systems kein andrer als Demosthenes ist: «Man trachtet darnach, die Peloponnesier zu isoliren, sie von auswärtigen Bundesgenossen und Hilfsquellen abzuschneiden und sie in ihrer eignen Heimat nicht mehr bloß vorübergehend durch Landungen, sondern ununterbrochen zu bedrängen. Daher der Versuch, im Westen Griechenlands die sehr bedeutende Macht der Peloponnesier zu brechen und ihnen die dortigen Gewässer ganz zu verschließen, jene Gegenden eng an das athenische Interesse zu knüpfen und dann von zwei Seiten her die peloponnesischen Bundesgenossen Mittelgriechenlands, deren Kern die Bœotier bildeten, anzugreifen. Daher zum Theil die erste Unternehmung gegen Sicilien; denn die Peloponnesier bezogen ihr meistes Getreide von dieser Insel. Daher endlich und vorzüglich die Anlage einer Reihe von festen Punkten rings an der Küste des Peloponneses, von wo fortwährend Streifzüge in das Land gemacht wurden und wo die flüchtigen Heloten und Sklaven willkommene Aufnahme fanden.»

Alle diese Darstellungen beruhen auf Thukydides, dessen Zuverlässigkeit für Vischer feststand; es konnte ihm deßhalb unmöglich gleichgültig sein, wenn die Autorität des Historikers, seine Zuverlässigkeit, ja seine Wahrheitsliebe und Unparteilichkeit im Allgemeinen angefochten wurde. Der Abwehr solcher Angriffe ist ein Aufsatz gewidmet, welche gegen andere heftige Beschuldigungen und auch gegen die Meditationes criticæ de orationibus Thucydidis von J. A. Pfau 1836 den Schriftsteller vertheidigt. Pfau hatte behauptet, die eingeflochtenen Reden bei Thukydides seien nicht nur frei behandelt, sondern zum großen Theile auch ohne alle historische Basis erfunden. Nachdem zuerst des Thukydides eigenes Zeugniß über seine Reden besprochen worden, wird darauf aufmerksam gemacht, daß die Reden eingeleitet werden mit den Worten: ἔλεξε (oder ein andres Verb) τοιάδε, und am Schluß heißt es: τοιαῦτα, etwa auch τοσαῦτα εἶπεν. Dieses unbestimmte Demonstrativum braucht Thukydides mit Absicht, denn wo er Aktenstücke mittheilt, bedient er sich regelmäßig des bestimmten Pronomens ὅδε oder οὗτος. So auch in den Briefen des Pausanias und Xerxes, die Thukydides gewiß aus dem Archiv kennen konnte, in das sie in Folge des Prozesses des

Themistokles gekommen waren. Wenn Thukydides einen Brief nur dem Inhalt nach kennt, braucht er eine andre Einleitungsformel. Der Brief des Nikias aus Sicilien ist frei bearbeitet, nicht daß Thukydides nicht eine Copie des Originals hätte bekommen können; «sondern er benützte die Gelegenheit, um die Lage des athenischen Heeres und die Verhältnisse in Sicilien allseitiger darzustellen, als es Nikias selbst gethan haben mochte.» Genau den Gedanken, wenn auch nicht die Worte, giebt Thukydides, wo er uns einen kurzen Ausspruch, eine Aufforderung, eine Antwort anführt. Bei dieser Genauigkeit der Unterscheidung in den einleitenden Worten, die der Schriftsteller übt, ist es undenkbar, daß er ganze Reden anführt, wo gar keine gehalten wurden; es ist sicher, daß jeder Rede bei Thukydides eine wirklich gehaltene entspricht: «Er hat keine Reden ohne historischen Grund und Boden erfunden, sondern bloß wirkliche gehaltene in freier idealisierter Bearbeitung wiedergegeben.» Vischer führt nun die Untersuchung weiter, indem er die einzelnen Reden nach sachlichen Kategorien prüft; er beginnt mit den Staatsreden und zwar mit denen des Perikles, die Thukydides hörte und die er nach dem Gedankengange des Redners wiedergeben konnte und wollte; denn er weicht von der Wirklichkeit, wie er selbst sagt, da am meisten ab, wo die Reden den Umständen nicht besonders angemessen waren; dazu hatte er sicherlich am wenigsten Grund bei Perikles. Diejenige der vier Reden desselben, welche er beim Anzuge des Archidamos hielt, giebt Thukydides nur dem Inhalte nach in indirekter Form wieder; sehr fein zeigt Vischer den Grund davon: «Perikles sprach in dem Augenblick, als sich das peloponnesische Heer auf dem Isthmos versammelte, dem athenischen Volke Muth und Zuversicht zu, besonders dadurch, daß er ihm die reichen Hilfsquellen für den Krieg schilderte. Gerade wegen dieses Inhaltes konnte diese Rede mit eben so viel Wirkung bloß in dieser Weise angeführt werden, während sie sich wegen der vielen Zahlen weniger für direktes Reproducieren eignete.» Auch die Rede des Kleon über das Schicksal der Mytilenæer schließt sich eng an die Wirklichkeit an, sie stimmt mit dem überein, was wir sonst über die Beredsamkeit des Demagogen wissen; Thukydides wollte ein Bild derselben hinterlassen. In der Rede des Diodotos, den wir sonst nicht kennen, mag er alles, was für die unglücklichen Mytilenæer gesagt wurde, zusammengefaßt haben. Die zwei Reden des Nikias dagegen und die des Alkibiades müssen sich eng an die bei jener Volksversammlung über die sicilische Expedition gehaltenen anschließen; denn sie sind voll individueller Züge. Freier verfuhr wohl Thukydides bei den syrakusanischen Reden des Hermokrates, des Athenagoras und des Strategen; doch ist zu bedenken, daß er über sicilische Dinge sehr wohl berichtet ist, und das Factum, daß wir von Athenagoras sonst gar keine Kunde haben, schließt wohl jeden Gedanken an Erfindung seines Auftretens aus. Bei Gesandtschaftsreden lesen wir oft: «Die Gesandten sagten.» Sie sind eben nur Vertreter ihres Staates, auf den Namen des Redners kommt nichts an; oft sprachen wohl auch mehrere nach einander, Thukydides faßt in diesem Falle die Reden in eine zusammen. Daß übrigens z. B. die Reden der korkyräischen und korinthischen Gesandten in Athen nicht rein erfunden sind, geht daraus hervor, daß die angeführten Gründe der

Art sind, daß sie vorgebracht werden mußten. Auch auf dem Bundestag zu Sparta sind gewiß von denjenigen Personen Reden gehalten worden, die Thukydides sprechen läßt; freilich benützt er zugleich die Gelegenheit, die korinthischen und athenischen Gesandten eine scharfe Zeichnung der beiden Hauptstaaten Griechenlands und ihrer politischen Stellung geben zu lassen. Archidamos sodann spricht für einen Spartaner etwas lang; die Worte des Ephoren Sthenelaidas aber tragen durchaus den Charakter historischer Wirklichkeit. Sogar der Dialog mit den Meliern — der Ort ist genau angegeben, wo er gehalten wurde — und gewiß die Vertheidigung der Platäer sammt den Einwendungen der Thebaner beruhen auf geschichtlicher Basis. Daß auch in den Ermahnungen vor den Schlachten, wie sie allgemein Sitte waren, Thukydides sich an Thatsachen hielt, zeigt das Beispiel des Hippokrates bei Delion; er war, heißt es von ihm, die seinen ermunternd, erst in die Mitte der Schlachtreihe gekommen, als der Angriff von den Feinden erfolgte. Die Ermahnungen, die er an die einzelnen Abtheilungen richtete, sind vom Historiker in eine Rede zusammengefaßt.

Mit dieser Untersuchung schließt Vischer die Abhandlungen, die sich zunächst mit Thukydides befassen, ab. Bevor er den spätern Perioden des peloponnesischen Krieges, vorzüglich der letzten, welche auf das Unglück der Athener in Sicilien folgt, sich zuwendet, unterwirft er eine der wichtigsten Quellen dieser Zeit, die alte Comödie einer eingehenden Prüfung. Wenn irgend eine Quelle mit Vorsicht zu gebrauchen ist, so ist es diese; hier ist ruhige klare Erwägung besonders nöthig, nur so kann im Einzelnen ein sicheres Urtheil gefällt werden. Kein Wunder also, wenn gerade dieser Stoff Vischers Weise überaus angemessen war; und so wird denn auch diese kleine Schrift vielfach citiert; besser wäre es freilich, ihre Grundsätze wären tiefer eingedrungen in die historische Darstellung, obschon Herr Müller-Strübing den Mund etwas voll nimmt, wenn er sagt: «Herrn Vischers Warnung ist so gut wie unbeachtet geblieben.» Das Wesen der alten Comödie, so beginnt Vischer seine Auseinandersetzung, ist durch und durch politisch, das Staats- und Volksleben in allen seinen Kreisen war ihr Gegenstand; allein sie faßt natürlich den Stoff von der Seite, welche zu Spott und Scherz Anlaß giebt; sie ist also auf gewisse Opposition angewiesen, alles, was sich Geltung verschafft, ist ihren Angriffen ausgesetzt. Aristophanes greift die streng demokratische Richtung an, doch ist er nur scheinbar konservativ, er preist die gute alte Zeit, eben weil seine Dichtung aggressiv ist und ein Gegenbild haben muß für die Gegenwart. Hätte die alte Zeit sich erneuern können, sie wäre in gleicher Weise von der Comödie bekämpft worden; die Comödie gehört eben keiner Partei an. Aristophanes eifert gegen die neuen Religionszerstörer, während er die alten Götter und ihren Cult oft genug dem Gespötte preisgiebt. Nun freilich muß der Komiker die Zustände so darstellen, daß sie kenntlich sind, er muß also wahre Züge geben; aber er wählt nur, was ihm taugt. Die Zustände der Zeit spiegeln sich im Ganzen ab, aber nicht rein, sondern von ihrer schwachen, lächerlichen Seite und auch da noch mit den stärksten Uebertreibungen «in komischer Idealisierung». Die Personen, die auftreten, sind die hervorstechenden Träger einer Tendenz, sie erscheinen oft mit ihrem eigenen Namen, die besser wirken als er-

fundene. Aber in diese Personen legt der Dichter neben Einzelheiten, die sie jedem Zuschauer kenntlich machen, alles was er ihnen oder der Richtung, die sie vertreten müssen, zutraut, wie sich das ja beim Bild, das Aristophanes von Sokrates entwirft, so deutlich zeigt. Es ist daher überall zu beachten einmal die absichtliche poetische Umbildung und dann die subjective Auffassung des Dichters; jene besteht vorzüglich in Uebertragung fremder Züge auf eine Person, diese in der Umbildung ins Lächerliche. Einfachere Charaktere, Leute, die allen zugänglich sind, werden der Wirklichkeit näher kommen; «allein auch da wird sich im Allgemeinen zunächst ihr Aeußeres erkennen und abnehmen lassen, was sie in Athen für eine Stellung einnahmen, welche Geltung sie beim Volke hatten, ganz besonders, was irgend Böses von ihnen gesagt oder gedacht wurde.» Das wahre Wesen ergiebt sich aus Aristophanes nicht. Ganz anders ist es bei gelegentlichen Anspielungen und Verhöhnungen; da fällt die komische Idealisierung weg, sonst sind sie unverstanden; freilich die einzelnen Beispiele, die von einem als linkisch, als Feigling, als Wüstling bekannten Menschen angeführt werden, können erfunden sein; auch eine Anekdote, auch den Stadtklatsch kann der Dichter benützen. Auch die Sachen, die vorkommen, sind aus dem wirklichen in's bloß mögliche umgeformt, nur was gelegentlich angeführt wird, ist zuverlässig. Der Wirklichkeit am nächsten stehen die Parabasen, sie sind reell vom Standpunkte des Dichters aus. Das Resultat der Abhandlung ist also mehr ein negatives, die Comödie ist für die Erkenntniß von Charakteren und Thatsachen im Ganzen eine unlautere Quelle; das liegt in ihrem Wesen als Poesie; freilich von dem Leben und Treiben der Zeit giebt sie ein Bild, wie keine andre Literaturgattung, das innere Leben Athens läßt sich aus ihr erkennen, und «wem es darum zu thun ist, das geistreichste Volk, das je existiert hat, in seinem täglichen Treiben zu erforschen, der muß den Aristophanes studieren.»

Durch musterhafte Anordnung und Verwerthung der Beweisstellen zeichnet sich die Abhandlung aus, in welcher Vischer gegen die Behauptung einiger Gelehrter als unumstößliche Thatsache hinstellt, daß die gemäßigte Demokratie, welche nach Thukydides Zeugniß auf den Sturz der Vierhundert folgte, sehr bald wieder, jedenfalls vor Ende des Krieges, der vollen Demokratie gewichen ist. Er ordnet seine Gründe gleichsam in zwei Colonnen und in jeder stellt er wiederum die voran, die zwar noch nicht zwingend sind, die das Resultat nur bis zur großen Wahrscheinlichkeit fördern, und dann folgen die, welche durchschlagen müssen, denen sich Niemand, der überhaupt Beweisen zugänglich ist, entziehen kann. Die gemäßigte Verfassung ließ zu den Volksversammlungen nur die zu, *οἳ ὅπλα παρέχονται*, ausgeschlossen also waren die *ψιλοί* und der *ναυτικὸς ὄχλος*, jene entsprachen den 5000, welche unter den Vierhundert die Gemeinde bilden sollten. So oft nun während des Regimentes der Vierhundert und gleich nachher von den 5000 die Rede ist, bald verschwindet die Bezeichnung und von einer Versammlung der *ὅπλα παρεχόμενοι* auch keine Spur mehr! Das Geschrei des Volkes im Arginusenprozeß, *δεινὸν εἶναι, εἰ μήτις ἐάσει τὸν δῆμον πράττειν ὃ ἂν βούληται* weist wohl entschieden auf unbeschränkte Demokratie; doch ist an diesen Beweisen gezweifelt worden; aber das vom Demagogen Kallixenos abgefaßte

Probuleuma, *δια, ψηφίσαθαι Ἀθηναίους πάντας κατὰ φυλάς* ist unzweideutig; wie denn so viel über das Rechtswidrige dieses Prozesses geklagt wird, aber nie deshalb, weil Unberufene mitgestimmt hätten. Wenn es im Axiochos heißt, es hätten in diesem Prozesse 30,000 gestimmt, so zeigt das — mag man sonst von der Auctorität des Verfassers halten, was man will — daß man die Verurtheilung allgemein als das Werk einer *ἐκκλησία* ansah, an der alle Athener Theil hatten. Die zweite Reihe von Gründen geht von dem Zeugniß des Thukydides aus, daß in der gemäßigten Verfassung keinerlei Sold bezahlt wurde; finden sich sichere Spuren von Sold vor Ende des Krieges, so war die Demokratie wieder vollständig eingeführt. Es ist höchst wahrscheinlich, daß, wenn die ärmern Bürger wieder an den Geschäften Theil hatten, auch Sold gegeben wurde. Nun ist das Theorikon für 410 durch Inschriften sicher gestellt, es ist die Ausgabe, die sich am aller wenigsten rechtfertigen ließ, also war man überhaupt von der Sparsamkeit zurückgekommen. Der Witz ferner von den zwei Obolen, die Dionysos dem Charon geben muß, paßt eher auf den *μισθός* als auf das Theorikon; sicherstellend ist eine andre Stelle der Frösche, wo Dionysos, sobald Aeschylos das Wort *πόρος* ausgesprochen hat, einfällt, — er faßt es als «Einnahme» — *εὖ πλὴν γ' ὁ δικασὴς αὐτὰ καταπίνει μόνος*. Die Demokratie ist hergestellt worden, so weit läßt sich ein sicheres Resultat gewinnen, ein sicheres nur so weit; das sieht Vischer sofort ein, er ist weit entfernt, durch das Gewonnene verleitet, nun auch weitere Vermuthungen als unumstößlich zu geben; sondern was er über die Zeit der Aenderung sagt, das ist als wahrscheinlich aufgeführt. Das Theorikon von 410/9, die Verwerfung des angebotenen Friedens, die Verfolgung der Anhänger der Vierhundert, das Gesetz des Demophantos u. a. führen ihn in die Zeit nach der Schlacht bei Kyzikos. Zum Schlusse weist er auf drei Stellen hin, auf eine beim Aristokraten Platon, eine andere beim Demokraten Lysias und auf eine dritte in einer Rede des Theramenes bei Xenophon, welche zeigen, daß diese Männer die Verfassung Athens unmittelbar vor den Dreißig als eine Demokratie ansahen.

Auf diese Schrift, welche die Verfassung Athens zu Ende des peloponnesischen Krieges darstellte, folgte bald eine Rede, in der Vischer die beiden Männer, welche auf die Entwicklung dieser Zeit den größten Einfluß ausgeübt haben, und die so recht die Repräsentanten ihrer Staaten im Guten und im Bösen in jener Periode sind, Alkibiades und Lysander in einer biographischen Skizze vorführt. Ich will mir nur gestatten, eine Stelle, welche den Umgang des Alkibiades mit Sokrates charakterisiert, den Hauptgedanken nach zu reproducieren. Es wird Xenophon zugeben, daß des Sokrates Gewandtheit in der Dialektik den Alkibiades angezogen habe; aber daß er behauptet, Alkibiades habe bloß diesen äußern Zweck der Redefertigkeit bei ihm verfolgt ohne Liebe und Anhänglichkeit, das erklärt sich nur aus der Unfähigkeit dieses nüchternen Mannes, einen Charakter wie den des Alkibiades zu begreifen. Daß der Erfolg des Sokrates bei Alkibiades kein erfreulicher, wenigstens nicht nachhaltig war, erklärt sich daraus, daß Sokrates Umgang an und für sich nicht geeignet war, praktische Staatsmänner zu bilden; seine Kritik hat die Jugend mit den Gebrechen des Staates bekannt

gemacht und sie diesen und seine Vorsteher gering schätzen lehren; während seine negative, auflösende Lehre in der Gegenwart wirkte, trug der positive Theil, zunächst nur in der Schule fortwirkend, erst in späterer Zeit seine schönen Früchte, und es bewährte sich auch hier, daß das Zerstören leichter ist als das Aufbauen. Kein einziger guter athenischer Staatsmann von Bedeutung ist aus seiner Umgebung hervorgegangen, wohl aber mancher verderbliche. Und so hat denn auch Alkibiades mehr das skeptische, alles anzweifelnde dialektische Element sich angeeignet.»

Ein Jahr später (1846), als die Revision der kantonalen Verfassung die Gemüther bewegte und die politischen Zustände der Vaterstadt, wie er selbst sagt, Vischer vielfach in Anspruch nahmen, hielt er — er hatte zwei Jahre nach einander das Rectorat der Universität bekleidet — am Jahresfeste derselben eine fernere Rede über Kimon. Er zeichnet das Bild seines Helden mit Liebe und Wärme, man sieht es heraus, wie der Redner — und wer ihn kannte, wird es begreifen — gerade in dieser Aufgabe große Befriedigung finden mußte, daß es mehr als eine zufällige Vorliebe, daß es ein tiefer, innerlicher Zug war, welcher ihn für die persönlichen und politischen Tugenden Kimons begeisterte.

In der letzten Schrift, welche sich speciell mit attischer Geschichte beschäftigt, in dem Programm über die Stellung der Alkmäoniden, zeigt sich wieder die volle Meisterschaft in der gesunden Prüfung und der besonnenen Combination zur Darstellung von bisher verborgen gebliebenen politischen Zusammenhängen. Einmal wird zunächst aus Wahrscheinlichkeitsgründen und dann aus dem bestimmten Factum, daß der Alkmäonide Megakles zur Zeit Kylons Archon war — ein Amt, das nur Eupatriden bekleiden konnten — und aus der nahen Verwandtschaft mit dem Königshause bewiesen, daß die Alkmäoniden Eupatriden gewesen sein müssen. Die weitere Untersuchung klärt die Stellung auf, welche das Geschlecht bis auf Kleisthenes einnahm. Die Alkmäoniden als die Vorkämpfer der Oligarchie, laden bei der Unterdrückung der demokratischen und tyrannischen Bestrebungen eine Blutschuld auf sich; die demokratische Partei erstarkt bald wieder, auch die übrigen Eupatriden, welche das Uebergewicht der einen Familie fürchteten, setzen sich ihnen entgegen; das auf Solons Antrag versammelte Adelsgericht verweist die Frevler des Landes. Es folgt die Verfassung Solons, die Alkmäoniden kehren zurück. Bald brechen neue Parteiungen hervor, auf welche Seite sollen sich nun die Alkmäoniden stellen? Zu den Aristokraten; aber diese hatten sie ja verbannt! Zu den Demokraten; allein die konnten seit dem kylonischen Aufstand kein großes Zutrauen zu ihnen fassen, überdieß drängte sich da Peisistratos vor. Daher treten sie an die Spitze der Handelsleute, des Mittellandes. Die Trennung der Gegner führt Peisistratos zum Ziel, ihre Verbindung kostet ihn zweimal die Herrschaft. Während der dritten Tyrannis leben die Alkmäoniden im Exil; sie und die Spartaner stürzen endlich den Hippias. Sofort wieder Parteiung, der alte Adel stellt sich unter Isagoras, da wird Kleisthenes — es mochte mitwirken, daß er gerade dadurch beleidigt wurde — das Haupt der Volkspartei, noch mehr: Isagoras Bund mit Sparta macht die Kleisthenische Partei zur national-athenischen. Immer stehen also die Alkmäoniden

auf der Seite, wo die Entwicklung liegt; so lange die Aristokratie lebensfähig war, hielten sie zu ihr, nach Solon werden sie die Führer der begüterten Mittelklasse, auf der die Zukunft Athens ruhte. Ihr Werk ist die Herstellung der Freiheit und die letzte große Verfassungsveränderung.

Wie sehr Vischer bis in seine allerletzten Jahre und noch in den Tagen seiner Krankheit sich mit allem, was die athenische Geschichte angieng, beschäftigte, zeigt sein Exemplar des 1873 erschienenen Buches von Müller-Strübing «Aristophanes und die historische Kritik». Für die Sorgfalt, mit welcher er dasselbe durchlas, sprechen die vielen an den Rand geschriebenen Bemerkungen, meist polemischer Art, hie und da aber auch beistimmend; denn er fand in dem Buche, wie er sich äußerte, neben vielen gewagten, unbewiesenen, ja falschen Behauptungen auch manche Punkte richtig aufgefaßt, und jedenfalls schien ihm das Werk kein unbedeutendes. Der Verfasser geht zunächst aus von der Warnung Vischers über die Benützung der Komödie, auf dessen Arbeiten er in seinem Werke noch oft zurück kommt, nie ohne mit großer Achtung seiner zu erwähnen, was, beiläufig bemerkt, einen großen Respect von Seiten des Verfassers beweist, wenn man die übelwollende Weise bedenkt, mit der er die angesehensten Werke seiner Vorgänger bespricht.

Wenn schon die Vorrede und die Einleitung zur Rede über Kimon den lebhaften Antheil betont, den der Verfasser an den heimatlichen Verhältnissen nahm, so ist bald darauf diesem Interesse die Schrift über die Bildung von Staaten und Bünden im alten Griechenland geradezu entsprungen. Denn gewiß der lebhaften Beschäftigung mit den Umgestaltungen, welche sich in der Schweiz zu Ende der vierziger Jahre vollzogen, ist der Plan zu dieser Arbeit, welche 1849 erschien, zuzuschreiben. Der reiche Inhalt der ziemlich umfangreichen Abhandlung läßt sich nicht wohl in einige Sätze zusammenfassen. Vischer verfolgte den Gegenstand auch später noch, wie wir aus der ausführlichen Besprechung des Werkes von Freeman «History of federal Governement» im neuen schweizerischen Museum 1862 sehen, die in manchen Punkten als Ergänzung und weitere Ausführung der ersten Schrift gelten kann. Er hat auch sonst öfter Andrer Arbeiten, die seinem Forschungskreise nahe lagen, besprochen. Seine Weise dabei war, nicht nur ein allgemeines Urtheil abzugeben, sondern durch eigene Bemerkungen und Zusätze sowohl das besprochene Werk selbst, als auch nicht minder seine eigenen frühern Abhandlungen zu berichtigen und zu ergänzen.

Schon während seiner Universitätsstudien hatte sich Vischer mit Epigraphik und Archäologie beschäftigt; auch auf diesen Gebieten arbeitete er, besonders in der spätern Zeit eifrig weiter. Zunächst waren es die Alterthümer der Umgegend von Basel, die seine Aufmerksamkeit auf sich zogen; mit großer Vorsicht leitete er 1842 mit dem hochverdienten Basler Alterthumsforscher L. A. Burckhardt die Ausgrabung dreier Gräber in der Hardt, deren Ergebniß er darauf mit großer Sorgfalt beschrieb; als dann 1849 die verschiedenen Sammlungen in ihren neuen Wohnort übergesiedelt wurden, besprach er einige Stücke der Alterthümersammlung in der Festschrift zur Einweihung des Museums. In den Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft zu Basel veröffentlichte er sodann die Reste einer

römischen Niederlassung in Frick, den großen Reichensteiner Münzfund und einige vereinzelte antike Gegenstände. Zu einer ausgedehnten Thätigkeit auf diesem Gebiete fand Vischer jedoch die Anregung und zum Theil auch das Material durch eine Reise, die ihn im Herbst 1852 nach Italien und Sicilien und im Frühling 1853 nach Griechenland führte. In Rom war er mit seinem frühern Lehrer Welcker zusammen, noch später äußert er sich dankbar gegen denselben: «Unvergeßlich bleiben mir die Monate, während derer vor sechs Jahren mit Ihnen auf dem Capitol zusammen zu leben und unter Ihrer Führung die Wunder der ewigen Stadt zu schauen mir vergönnt war.» Die Vorträge, in denen er im Winter nach seiner Rückkehr die Erlebnisse und Beobachtungen seiner Wanderungen schilderte, erschienen einige Jahre später gedruckt; es sind die bekannten Eindrücke und Erinnerungen aus Griechenland. Das Buch weiß nicht nur vom alten Hellas zu erzählen, sondern es nimmt innigen Antheil auch an der spätern Geschichte des Landes und mit großer Wärme beschäftigt es sich mit der Gegenwart. Als Vischer Griechenland durchreiste, waren die Schriften von Leake, Roß, Ulrichs, Curtius u. a. in seiner Hand. Er verspricht also nicht, viel neues zu bringen; doch hält er es nicht für überflüssig, wenn wiederholt von verschiedener Seite dasselbe geboten wird, «dasselbe und nicht dasselbe, da jeder Reisende die Sachen von einer andern Seite ansieht und auffaßt.» Schilderung der Gegenden, daran anknüpfend historische Excurse, Beschreibung der erhaltenen Reste des Alterthums bilden natürlich den Hauptinhalt; daneben fehlen aber nicht persönliche Beziehungen, durch die ja eine Reisebeschreibung erst das rechte Leben gewinnt; interessante Begegnungen und kleine Abenteuer sind eingestreut. Ich erinnere nur an das Nachtlager in Achladokampos und an den Toast «auf das Wohl der Schweiz und ihres Königs Leopold». Die durchaus zuverlässige Beobachtung der Landschaft, die geschickte Weise, die geschichtlichen Thatsachen auf diesem beschriebenen Schauplatz dem Leser vor Augen zu stellen, geben dem Buche seinen Werth neben allen neuern Darstellungen; und gerade, wer sich nicht mit den weitschichtigen topographischen und geographischen Forschungen über Altgriechenland befassen will noch kann, wird gern bei dem Lesen der griechischen Historiker Vischers Erinnerungen aufschlagen, um sich daraus von der Ebene von Argos, von dem heiligen Sunion, von dem Felde von Platää eine klare Anschauung zu bilden. Die erste wie auch die zweite Reise nach Griechenland 1862 war für Vischers antiquarische und epigraphische Studien von bedeutendem Erfolge. Er verschaffte sich auf denselben Copien von Inschriften, die er nach und nach theils in besondern Abhandlungen, theils in Zeitschriften veröffentlicht hat. Eine Sammlung von 76 Inschriften widmete er seinem Lehrer Böckh, «dem Meister auf dem Gebiete der griechischen Epigraphik». Vischers epigraphische Beiträge gehören zu den geschätztesten seiner Arbeiten; seine Genauigkeit und Zuverlässigkeit in der Wiedergabe des Originals, die Vertrautheit mit Geschichte und Alterthümern waren zu solchen Arbeiten wie berufen. Seine letzte größere Abhandlung gehört denn auch in dieses Gebiet, es ist die Erklärung der ziemlich umfangreichen lokrischen Inschrift von Naupaktos. Ueber viele Punkte dieses sowohl durch seine Sprache als durch seine Form und

seinen Inhalt merkwürdigen Monumentes, das ganz ungewöhnliche Schwierigkeiten bietet, hat Vischer durch seine Besprechung Licht verbreitet; von manchen Bedenken, die noch bleiben, läßt sich überhaupt fragen, ob sie je werden gehoben werden.

Daneben beschäftigten ihn auch archäologische Gegenstände im engern Sinne; Anlaß zu einigen Notizen im neuen schweizerischen Museum gaben ihm die Ausgrabungen des Theaters in Athen, das während seiner Anwesenheit daselbst bloßgelegt wurde; großes Interesse erweckte in ihm die Discussion über das platäische Weihgeschenk auf dem Atmeidan zu Konstantinopel. Sodann waren es werthvolle Gegenstände seiner eigenen kleinen Antiquitätensammlung, besonders seine schöne Collection von Schleudersteinen und die Bleiloose von Styra, die alterthümlichen Statuetten des Apollo und des Hermes Kriophoros, sowie die Richtertäfelchen und der höchst seltene Stimmstein, welche er in Programmen und Aufsätzen der Oeffentlichkeit mittheilte; oder er behandelte die Erwerbungen des Museums wie die Schmid'sche Sammlung aus Augst, den Basler Apollo- und Herakleskopf. Wie viel sich Vischer in den letzten Jahren in dieser Richtung beschäftigte, lehrten freilich am allerdeutlichsten die Sammlungen, zumal die Münzsammlung des Basler Museums; mit unglaublicher Ausdauer hat er bei der ausgedehntesten Amtsthätigkeit einen großen Theil seiner Mußezeit im Arbeitszimmer zugebracht, um die antiken Münzen, die er wild durch einander liegend angetreten hatte, zu bestimmen und zu ordnen. Die Sammlung griechischer Münzen, immerhin noch bescheiden — sie umfaßt etwas über 2000 Stück — ist zum Theil geradezu sein Werk, nicht nur, daß unter seiner Leitung die meisten und schönsten Stücke erst angeschafft wurden, er hat auch alles, was er auf seinen Reisen zusammenbrachte, und später eine ganz bedeutende Sammlung von Münzen der Aetolier, des achäischen Bundes, viele lokrische und phokische Stücke der öffentlichen Sammlung eingereiht, und überdies jeweilen, wenn vortheilhafte Angebote gemacht wurden, denen die angewiesenen Mittel nicht genügen konnten, kaufte er die erwünschten Stücke und übergab sie der Sammlung als Geschenk.

Im Ganzen war Vischers wissenschaftliche Thätigkeit durch eine strenge Selbstbeschränkung geleitet; obschon er in umfassender Belesenheit nicht nur die griechische, sondern auch die lateinische Literatur umschloß, so trat er doch vor die Oeffentlichkeit nur auf einem fest umgrenzten Gebiete; die athenische Geschichte in der kurzen Zeitspanne des peloponnesischen Krieges war das Feld, das er anfangs fast ausschließlich pflegte, nach und nach zog er auch die Verfassungsgeschichte der andern Staaten in seinen Kreis herein; und schließlich erstreckten sich seine Forschungen auch auf die erhaltenen Ueberreste des Alterthums und auf die Inschriften. Diese Beschränkung, die ihm seine vielfache andre Thätigkeit an der Schule, an der Universität und im Staate, auflegte — denn das Gefühl der Pflicht überwog bei ihm jedes Andre — hinderte jedoch nicht, daß seine Schriften vollkommen anerkannt werden als das, was sie waren, als gewissenhafte und vorurtheilsfreie Forschungen eines Mannes, der auch in seiner Wissenschaft die Wahrheit und Aufrichtigkeit zu seiner ersten Norm gemacht hat, eines Mannes, der von nichts sprach, das er nicht sicher kannte,

dem es ein Gräuel gewesen wäre, zu glänzen, wo er es nicht verdient hatte, Lob zu ernten, wo er nicht mit Mühe und Arbeit gesät hatte.

Einmal freilich ist Vischer, und zwar in dem umfassendsten Werke, das er nächst den Erinnerungen hinterlassen hat, einmal ist er über den Kreis, den er selbst seiner Wirksamkeit als Grenze gesetzt hatte, hinaus geschritten. Es war, als er zur Feier des vierhundertjährigen Jubiläums der Universität Basel mit Widerstreben, wie er selbst sagt, und gedrängt von denjenigen, welche durch ihre Studien und Kenntnisse vorzugsweise dazu berufen gewesen wären, die Geschichte dieser Anstalt von ihrer Gründung bis zur Reformation darstellte. Aber gerade hier hat sich die Wissenschaft seiner historischen Forschung in eminenter Weise bewährt; denn weit davon entfernt, in der Darstellung einer Zeit, die seinen übrigen Studien so fern lag, etwas halbes oder aus fremden Arbeiten zusammengestückeltes zu liefern, ist er dazu gelangt, eine kritische, überall auf den ersten Quellen ruhende Darlegung zu geben, die nicht allein die ersten Jahrzehnte der Universität Basel klar vor Augen stellt, sondern auch über die Einrichtungen der damaligen Universitäten überhaupt, über die Methoden, nach welchen gelehrt und gelernt wurde, über die Kämpfe, welche die Schulen erschütterten, über die große Wandelung, welche in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts und zu Anfang des sechzehnten in den Geistern durchbrach, helles Licht verbreitete. Das Buch gewährt eine Anzahl von Partien, die von ganz allgemeinem Interesse sind; so das Urtheil des Aeneas Sylvius über die Basler: «Um Wissenschaften kümmern sie sich nicht und um die Kenntniß der heidnischen Schriften, so dass sie weder den Cicero noch einen andern Redner auch nur dem Namen nach kennen. Auch der Dichter Werke verlangen sie nicht, nur mit Grammatik und Dialectik geben sie sich ab.» Diese Beschreibung paßt übrigens auf das geistige Leben der meisten deutschen Städte, wie sich aus den Schilderungen der Epistolae obscurorum virorum gewiß mit Sicherheit schließen läßt. Vorzüglich ist die ausführliche Behandlung der philosophischen oder Artistenfakultät, die, dem Range nach am tiefsten gestellt, die Grundlage aller übrigen bildet. Bald nach der Gründung der Universität machte sich der Gegensatz zwischen Realismus und Nominalismus geltend, in Basel nannte man jenen den alten, diesen den neuen Weg. Zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts hatte Wilhelm von Occam dem Nominalismus eine neue Gestalt gegeben, darauf vereinigte sich diese Richtung mit der neuernden Partei, die auf Concilien einen Weg zur Verbesserung der Kirche suchte; «am Ende des vierzehnten und im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts war der Nominalismus vorherrschend, selbst auf der Pariser Universität. Doch war der Realismus die positivere, gehaltvollere Lehre. Kein Wunder also, daß er beim letzten Aufraffen der Scholastik noch einmal sein Haupt mächtig erhob, viele tiefere und ernstere Geister anzog und unter seinen Vorkämpfern fand, Männer, die keineswegs die Bedürfnisse und Bewegungen der Zeit mißkannten, sondern vielmehr ihnen zu genügen, sie zu leiten und fördern trachteten.» Diese ganze Bewegung hat Vischer — es sind die Worte Geigers,* des Kenners des deutschen Humanismus — zum ersten Male richtig

---

* Johann Reuchlin, sein Leben und seine Werke. S. 2, Anm. 3. 1

und eingehend nach den Quellen geschildert. Unter den Vorkämpfern des Realismus ragte weit hervor Johannes Heynlin, genannt de Lapide. «Er war ein Mann von ebensoviel Ernst und Strenge des Lebenswandels als umfassender Gelehrsamkeit, Beredsamkeit und Thatkraft. In der mittelalterlichen Scholastik einer der letzten ausgezeichneten Meister, steht er zu gleicher Zeit in Begeisterung für die neuerweckte Kenntniß des Alterthums wenigen seiner Zeitgenossen nach, förderte auf alle Weise die glänzendste Erfindung jener Zeit, die Buchdruckerkunst und bekämpfte als Kanzelredner die Sittenverderbniß seiner Zeit. In rastloser, fast räthselhafter Thätigkeit ist er abwechselnd, man möchte fast sagen oft gleichzeitig in Basel, Paris, Tübingen und Bern mit ungewöhnlichem Erfolge aufgetreten, ohne dort bleibende Befriedigung zu finden, eine jener fast tragischen Erscheinungen, die noch kurz vor der Reformation einen bessern Zustand innerhalb der Schranken der römischen Kirche erstrebten, zuletzt aber resignirt sich zurückzogen, ohne deßhalb umsonst gearbeitet zu haben.» «Er trat in Basel am Tage der Himmelfahrt Mariä 1487 des weltlichen Treibens müde in die stillen Zellen der Karthause von St. Margarethenthal in Kleinbasel, um seine letzten Lebensjahre im Gebete und einsamer literarischer Thätigkeit zuzubringen.» Wenn er zwo Seelen hätte, antwortete er dem Junker Brandolf von Stein, der meinte, «er hätte nützer mit Predigen mögen syn», wenn er zwo Seelen hätte, wollte er g'nug die eine an gut Gesellen gewagt haben. Nach De Lapide's Scheiden aus der Welt erlosch der Humanismus, den er zuerst vertreten hatte, an der Universität nicht; die ersten Männer der neuen Richtung wie Peter Luder, Joh. Geiler von Kaisersberg, Joh Reuchlin, Seb. Brant und andere hielten sich, einige lange Jahre hindurch, in Basel auf. Und daß Andronikos Kontoblakas, ein ins Abendland geflohener Grieche, als öffentlicher Lehrer auftrat, war ein Vorzug, dessen sich Basel allein von allen deutschen Universitäten erfreute.» Als Repräsentant des spätern, gegen die Scholastik so feindlich auftretenden Humanismus, dem das Studium der Alten weit wichtiger ist, als die Verbesserung der Kirche, wird sodann Glareans Wirken, des kecken Verspotters der «Sophisten», dargelegt. Für die Culturgeschichte höchst interessant ist ferner, was über das Leben der Studenten in den Bursen, über den Studienplan, über die Weise des Disputierens und des Erlangens der Grade mitgetheilt wird. Auch bei der Besprechung der übrigen Facultäten waltet dieselbe Sorgfalt der Quellenforschung, obschon diese Abschnitte — manches schon bei der Artistenfacultät Gesagte hatte ja auch hier seine Geltung — kürzer gefaßt werden konnten. Es ist wahr, Vischer übernahm diese Arbeit nur ungern; allein nachdem er sie einmal übernommen hatte, führte er sie auch mit seiner gewohnten Gewissenhaftigkeit durch, so daß er nach ihrer Vollendung gewiß die Befriedigung fühlte, die jede gewissenhafte Arbeit mit sich bringt; allein seine Arbeit, wenigstens der umfangreiche Abschnitt über die Artistenfacultät, brachte ihm sicherlich auch den Genuß, den der Philologe empfindet, wenn er in jene Zeit des Humanismus eindringt; er wurde gewiß auch theilhaftig des Hochgefühls, das für uns in dem Bewußtsein liegt: es gab einmal eine Zeit, wo der Geist des klassischen Alterthums in den ersten und besten des menschlichen Geschlechts

mächtig und lebendig wirkte und eine Welt neuer Anschauungen und Gedanken ins Leben zu rufen vermochte!

Einige Jahre später hat Vischer mit einem Bild in engerm Rahmen einen fernern Beitrag geliefert zur Geschichte der Universität, indem er das Leben des Basler Professors Lukas Legrand beschrieb. Freilich fällt dasselbe in die traurige Zeit des achtzehnten Jahrhunderts; es dauerte lange, bis der Mann, der sich eifrig zum Philologen herangebildet hatte, eine Stellung, die seinen Fähigkeiten angemessen war, erhielt; denn das Loos, durch welches damals nicht nur die Staatsstellen sondern auch die Lehrstühle der Universität besetzt wurden, war ihm nicht günstig. Endlich wurde er Professor der Logik und Metaphysik, daneben konnte er auch griechische Schriftsteller erklären. Allein sein bisheriges Mißgeschick hatte ihn verstimmt, und wenn er auch den Studenten, wenigstens den begabten, ein eifriger und wohlwollender Lehrer wurde, so war doch sein Muth halb gebrochen; er führte mit einer alten Magd ein förmliches Einsiedlerleben, ohne seine Wohnung je bei Tage zu verlassen, das nur hie und da durch Besuche unterbrochen wurde. Die größte Freude bereitete ihm wohl derjenige Chr. Gottlob Heyne's, welcher ihn zur Herausgabe des Parthenius bewog. Legrand hatte eine große Belesenheit in der griechischen Literatur, und zu vielen Schriftstellern machte er zahlreiche Conjecturen, meist kecke, geistreiche Einfälle; aber doch findet sich darunter manches, was, später auch von andern gefunden, jetzt als sicheres Ergebniß in allen Ausgaben zu lesen ist.

Mit der Erwähnung dieser kleinen Schrift beschließen wir die Darlegung von Vischers wissenschaftlichem Wirken. Es sind mit zwei Ausnahmen nicht große, zusammenhängende Werke, die er hervorbrachte; die Resultate seiner Forschung zu sammeln und in umfassender Weise zu verarbeiten, dazu fehlte ihm nicht die Lust, wohl aber bei seiner vielfachen Thätigkeit die Muße. Der hohe Werth aber der Arbeiten liegt in der Art der Forschung selbst, in der Gewissenhaftigkeit beim Suchen des Materials, in der ruhigen Prüfung der Ueberlieferung, in der Schärfe des Verstandes und der Sicherheit des Urtheils, jeweilen das Wahre zu erkennen.

Mögen diese Zeilen denjenigen, welche Vischer im Leben nahe gestanden haben, eine liebe Erinnerung darbieten, mögen sie aber auch allen denen, welchen auf dem Felde, das er so eifrig gepflegt hat, ihre Arbeit angewiesen ist, eine Ermunterung sein, ihm nachzustreben.

Verzeichniss

der Schriften, Abhandlungen u. s. w. W. Vischers.

1836. Die oligarchische Partei und die Hetärien in Athen. Prog. des Pädagogiums zu Basel 1836.
1837. Perdikkas II., König von Makedonien. Im schweiz. Museum I. p. 1.
1837. Beiträge zur Geschichte des peloponnesischen Krieges. I. Das Kriegssystem der Athener von dem Tode des Perikles bis zur Schlacht bei Delion, und Demosthenes der Sohn des Alkisthenes. Schweiz. Mus. I. 372.
1839. Ueber das Historische in den Reden des Thukydides. Schweiz. Mus. III. 1.
1840. Ueber die Benutzung der alten Komödie als geschichtliche Quelle. Progr. des Pädagogiums 1840.
1841. Erinnerungen an Isaak Iselin. Vorgetragen bei der Promotionsfeier d. 3. Mai 1841. Zugleich als Programm gedruckt.
1842. Drei Grabhügel in der Hardt bei Basel, beschrieben von Prof. Wilhelm Vischer. In der Zeitschrift für vaterländ. Alterthumskunde, herausgeg. von der antiquar. Gesellschaft zu Zürich. 1842. Erstes Heft.
1843. W. Roscher: Leben, Werk und Zeitalter des Thukydides. Angezeigt in der Zeitschrift für Alterthumswissenschaft.
1844. Untersuchungen über die Verfassung von Athen in den letzten Jahren des peloponnesischen Krieges. Akadem. Gelegenheitsschrift.
1844. Die oligarchische Umwälzung zu Athen am Ende des peloponnesischen Krieges und das Archontat des Eukleides von C. Scheibe. Besprochen in der Zeitschrift für Alterthumswissenschaft. p. 1009.
1844. Berichtigung. (Eine Notiz über Niebuhrs Vorlesungen.) In der Zeitschrift für Alterthumswissenschaft. Nr. 132 p. 1015.
1845. Alkibiades und Lysandros. Eine Rede gehalten am Jahresfeste der Universität zu Basel, den 6. Nov. 1845, von W. V. d. z. Rector. In Commission v. Bahnmaiers Buchhandlung (C. Detloff).
1847. Kimon. Eine Rede gehalten am Jahresfeste der Universität zu Basel den 20. Nov. 1846, von W. V. d. damaligen Rector. In Commission von Bahnmaiers Buchhandlung. (C. Detloff.)
1847. Ueber die Stellung des Geschlechtes der Alkmäoniden in Athen. Univers.-Progr.
1847. Zu Polybius V. 94. Philologus II. 469.
1847. Epigraphisches. Philologus II. 289.
1848. Ueber den Gebrauch von Heroen- und Götternamen als Eigennamen von Sterblichen. Vorgetragen auf der Philologenversammlung zu Basel 1847. cf. Verhandlungen dieser Versammlung p. 75.
1848. Schlußworte gesprochen an derselben Versammlung. ibid. p. 121.
1849. Ueber die Bildung von Staaten und Bünden oder Centralisation und Föderation im alten Griechenland. Progr. des Pädagogiums.
1849. Ueber einige Gegenstände der Sammlung von Alterthümern auf dem Museum zu Basel. In der Festschrift zur Einweihung des Museums zu Basel.
1850. Museum zu Basel. Notiz in dem archäol. Anzeiger Nr. 14. p. 154.
1850. Vorträge über alte Geschichte an der Universität zu Bonn, gehalten von G. B. Niebuhr, herausgeg. von M. Niebuhr. Besprochen in der Zeitschrift für Alterthumswissenschaft Nr. 44, 45, 46, 47.
1851. Die eidgenössische Universität. Bern 1851. Druck u. Verlag v. C. A. Jenni, Vater.
1852. Eine römische Niederlassung in Frick, celtische Münzen aus Nunningen und eine Münze des Orgetorix. In den Mittheilungen der Gesellschaft für vaterländ. Alterthümer in Basel. IV. p. 29.

1852. Der Münzfund von Reichenstein, nebst einem kurzen Anhang über römische Bronzen aus Wallenburg. Mittheilungen der Gesellschaft für vaterländ. Alterthümer in Basel. V.
1853. Inscriptiones Spartanae partim ineditae octo. Zum 25. Docenten-Jubiläum von Meisner und Schönbein.
1854. Archäologisches und Epigraphisches aus Korkyra, Megara und Athen. Progr. des Pädagogiums.
1854. Epigraphisches aus Griechenland. Rhein. Mus. N. F. IX. 388, mit Nachtrag ibid. 639.
1855. Epigraphisches (Bemerkungen zu einigen Inschr.) Arch. Anzeiger p. 118.
1855. Zu Isokrates Panegyricus § 106. Philologus X. 245.
1855. Epigraphische und Archäologische Beiträge aus Griechenland. Basel, Schweighauser'sche Verlagshandlung.
1855. Eine kretische Inschrift. Rhein. Mus. N. F. X. 393.
1855. Zu der eleusinischen Inschrift im Rhein. Mus. IX. 386 ff. ibid. X. 619.
1855. Skizze des Parnaß und seiner Umgebung. Vorgetragen auf der Philologen-Versammlung zu Altenburg. Cf. Verhandlungen dieser Versammlung p. 69.
1857. Erinnerungen und Eindrücke aus Griechenland: Basel, Schweighauser'sche Verlags-Buchhandlung.
1858. Kurzer Bericht über die für das Museum in Basel erworbene Schmied'sche Sammlung von Alterthümern aus Augst. U.-P.
1859. Ueber die Prometheustragödien des Aeschylos. Begrüßungsschrift der philosoph. Facultät zu Basel an Welcker, bei seinem fünfzigjährigen akademischen Amtsjubiläum.
1859. Artikel „Griechen" und „Griechenland" in Bluntschli's und Braters deutschem Staats-Wörterbuch. IV. p. 382, 404.
1860. Artikel „Jonische Inseln" ebendas. V. p. 414—421.
1860. Geschichte der Universität Basel von der Gründung 1460 bis zur Reformation 1529. Im Auftrag der akademischen Regenz zur Feier des vierhundertjährigen Jubiläums, verfaßt von W. V.
1861. Artemis aus Pagonda. In der archäol. Zeitung.
1861. Ueber die neuern Bearbeitungen der griechischen Geschichte. Im neuen schweiz. Mus. 1. 109.
1861. Römische Alterthümer in Basel. Anzeiger für schweiz. Geschichte u. Alterthumskunde p. 28.
1862. Lucas Legrand, ein Gelehrtenbild aus dem XVIII. Jahrh. Nebst einer Beilage, enthaltend einen Briefwechsel zwischen Legrand u. Chr. G. Heyne. Basel b. Georg.
1862. Correspondenz aus Athen. Im neuen schweiz. Mus. II. p. 143.
1862. Die pseudoxenophontische Schrift über den Staat der Athener. Im neuen schweiz. Mus. II. p. 145.
1862. Das platäische Weihgeschenk in Konstantinopel. Neues schweiz. Mus. II. 140.
1862. Noch einmal das platäische Weihgeschenk in Konstantinopel. Im neuen schweiz. Mus. II. 339.
1863. Die Entdeckungen im Theater des Dionysos zu Athen. Im neuen schweiz. Mus. III. 1 und 35.
1863. Neuestes aus Athen. Im neuen schweiz. Mus. III. 175.
1863. Zu den der Schlacht bei Chäronea vorhergegangenen Kämpfen. Neues schweiz. Mus. III. 113.
1864. Ueber E. A. Freemans History of Federal Government. Im neuen schweiz. Mus. IV. 281.
1864. „Topographische Skizze der Insel Euboia von August Baumeister, mit zwei lithographischen Tafeln. Lübeck im Februar 1864. 74 Seiten in Quart." In den Gött. Gel. Anz. 1864. S. 1361—1383.
1865. Anciens bronzes grecs. In den Nuove memoire II. 399.
1865. Die neuesten Untersuchungen des Parthenon. Neues schweiz. Mus. V. p. 97.
1865. Zu Sophokles Antigone. Rhein. Mus. XX. 444.
1866. Antike Schleudergeschosse, beschrieben und erklärt von W. V. Einladungsschrift zur Feier von Winkelmanns Geburtstag. Druck und Verlag von Balmer u. Riehm in Basel.
1867. Alte Bleiinschriften aus Styra auf der Insel Euböa. Gratulationsschrift zum fünfzigjährigen Doctorjubiläum von Prof. F. D. Gerlach.
1867. Epigraphisches. 1. Eine samische Inschrift. Rhein. Mus. XXII. 313.
2 Inschriften aus Korkyra ibid. 615.
Zu den campanischen Inschriften. Hermes II. 15.
Ueber eine Athletenstatuette aus Bronze. Mitgetheilt 1869 an der deutschen Philologenversammlung zu Kiel, abgedruckt: Verhandlungen dieser Versammlung p. 132.

1871. Lokrische Inschrift von Naupaktos aus der Sammlung Woodhouse. Rhein. Mus. XXVI. p. 39.
1871. Epigraphische und archäologische Kleinigkeiten. Pädag. Progr.
1871. Congrès international d'archéologie et d'histoire. Correspondenz in der Revue archéol. 1871.
1871. Vortrag über zwei antike Köpfe des Basler Museums. Im Jahresheft des Vereins schweiz. Gymnasiallehrer. Aarau 1871.
1872. Unmaßgebliche Gedanken über die Revision der Bundesverfassung. Beilage zu Nr. 109 der Basler Nachrichten.
1873. Sitzen oder Stehen in den griechischen Volksversammlg. Rhein. Mus. XXVIII. 380.
1874. Eidgenössische Universität oder Unterstützung bestehender Anstalten? Seperatabdruck aus Nr. 12 und 13 der „Grenzpost." Basel 1874, Buchdruckerei von J. G. Baur.

3 0112 098696476